

DITZINGER HEIMAT BLÄTTER

1-72



C. Kugler



Konrad Kocher Eine Dokumentation



Kocher, Dr. Konrad, ein auf dem Gebiete evangelischer Kirchenmusik in treu- fleißiger, und im Sinne seiner Zeit auch ausgezeichnete Weise thätiger Mann, der jahrzehntelang den eigentlichen Mittelpunkt aller kirchenmusikalischen Bestrebungen in seinem Heimatlande Württemberg bildete, und auch über dessen Grenzen hinaus durch seine Choral-sammlungen, sowie als musikalischer Bearbeiter des Schaffhauser Gesangbuchs sich einen geachteten Namen erworben hat. Er war als der Sohn eines armen Schusters am 16. Dezember 1786 zu Ditzingen, einem großen Dorfe bei Stuttgart, geboren, und wurde, da er frühe ausgezeichnete Begabung zeigte, zum Lehrer bestimmt und in der Weise jener Zeit ausgebildet. Nachdem er 1802 bis 1805 einige Hilfslehrerstellen an Volksschulen seiner Heimat bekleidet hatte, folgte er einer Berufung als Privatlehrer nach Petersburg. Als er nach mühseliger und ent- behrungsvoller Reise dort ankam, fand er die Stelle schon besetzt, und stand nun hilflos in einer ihm fremden Welt. Da verschafften ihm seine musikalischen Kennt- nisse und Fertigkeiten die Bekanntschaft Muzio Clementi's und seiner Schüler Klengel und Berger, die ihm Unterricht im Klavierspiel gaben, während er bei Joh. Heinr. Müller die Komposition studierte und daneben durch Musikstunden seinen Unterhalt erwarb. Nach 6-jährigem Aufenthalt in der Fremde kehrte er 1811 in die Heimat zurück und ließ sich als Musiklehrer in Stuttgart nieder; hier zog er durch einige größere Kompositionen (zwei Opern, ein Oratorium, Klavier-sonaten, Streichquartette) die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich, und 1819 ermöglichte ihm der edel- denkende und kunstfönnige Buchhändler Cotta eine Bildungsreise nach Italien. In Rom machte K. die Bekanntschaft Bainsi's, und dieser verschaffte ihm die Gelegenheit, die Leistungen der päpstlichen Kapelle im katholisch kirchlichen a cappella-Gesang kennen zu lernen, die überwältigenden Eindruck auf ihn machten. Und dieser Eindruck einer Kirchenmusik, welche „die Seligkeit einer Andacht, die aus kindlicher Hingabe an die allsorgende Kirche fließt, die Empfindung des stillen Glücks, im Himmlischen zugleich die irdische Schönheit genießen zu dürfen,“ in trefflicher Weise auszudrücken vermag, verbunden mit den von ihm mitgebrachten Ideen des deutschen Nationalismus, daß alle Kirchenmusik nur Nöhrung, äußerlich andächtige Stimmung zu wecken habe, und überdies endlich ein praktischer Vorgang in der Schweiz, wo H. G. Nägeli einen vierstimmigen Gemeindegesang ohne Orgel eingeföhrt hatte: dies alles brachte K. zu der Überzeugung, daß auch für die evangelische Kirchenmusik in Chor- und Ge- meindegesang alles Heil nur im a cappella-Gesang zu suchen sei. Diese Überzeugung legte er nach seiner Rückkehr in die Heimat 1821 zunächst theoretisch dar in der Schrift: „Die Tonkunst in der Kirche,“ die 1823 erschien und nicht geringes Auf- sehen erregte;¹⁾ dann aber ging er auch praktisch ans Werk: gründete in Gemein- schaft mit Silcher (vgl. den Art.) und Frech (vgl. den Art.) einen „Kirchen- gesangverein“ für Württemberg, veranlaßte die Kirchenbehörde zu einem Erlaß vom 23. November 1823, durch den nicht nur in allen Schulen des Landes ein regel- mäßiger methodischer Gesangunterricht eingeföhrt, sondern auch allen Gemeinden die Errichtung von Gesangchören und Gesangschulen Erwachsener empfohlen wurde, und bearbeitete endlich, zusammen mit den beiden genannten, von 1823—1826 die Me- lodien des Landesgesangbuchs im einfachsten vierstimmigen Satz für die Zwecke der Gemeindechöre, eine Bearbeitung aus der dann das Landeschoralbuch von 1828 ent- stand. Allein obwohl K. mittlerweile am 14. Oktober 1827 Organist und Musik- direktor an der Stiftskirche zu Stuttgart geworden war und damit eine der ersten und einflußreichsten kirchenmusikalischen Stellen in Württemberg inne hatte; obwohl von Geistlichen, Organisten, Kantoren und Lehrern ein tüchtig Stück Arbeit der Sache des vierstimmigen Gemeindegesangs gewidmet wurde: sie blieb ein Experiment, das bis 1840 als vollständig mißglückt angesehen werden mußte.²⁾ Trotz dieser Enttäuschung galt, wenn auch in etwas stillerer Weise, K.'s hauptsächlichste Thätig- keit auch für die Folgezeit der evangelischen Kirchenmusik: 1841 besorgte er die Re- vision des musikalischen Teils des Schaffhauser Gesangbuchs; 1843—1844 lieferte er Beiträge für die Harmonisierung der Choräle des Württembergischen Choralbuchs von 1844, und schrieb außerdem die Zwischenspiele für die Nr. 141—210 für

Ist jemand erst in einem Lexikon «verankert», kann er seines Nachruhms sicher sein. Kocher widerfuhr diese Ehre erst 16 Jahre nach seinem Tode. Der Artikel in der «Encyklopädie der evangelischen Kirchenmusik», Gütersloh 1888, versucht, Leben und Werk auf knappe Formeln der Aussage zu bringen.

Die Pilatusfrage des Musikers: «Was ist Musik?» Musik ist nach Kocher nicht, wie es Hanslick später formulierte, «tönend bewegte Form», sondern ihr Zweck läuft darauf hinaus, «das Herz zu bewegen, zu rühren und zu veredeln». Diese bekenntnishaften Sätze finden sich in Kochers Werk «Harmonik. Die Kunst des Tonsatzes aus den Grundelementen theoretisch entwickelt und praktisch dargestellt».

dasselbe; dann folgte 1851 die Herausgabe eines von ihm, Sülzer und Frech bearbeiteten „Orgelspielbuchs,“ das zwar in etwas den Eindruck des Zusammengestopelten macht und jedenfalls eine nur mangelhafte Bekanntheit der Verfasser mit der wirklichen, klassischen Orgellitteratur dokumentiert, gleichwohl aber immer noch eine schöne Anzahl guter Orgelstücke enthält. Endlich aber ist noch seiner großen Choralsammlungen zu gedenken, von denen die „Stimmen aus dem Reiche Gottes“ („zu Knapp's Liederschatz“) 1838, die „Zionsharfe“ in zwei Bänden 1855 erschien. In denselben ist ein reiches Material auch aus den fernerliegenden Gebieten der englischen, der reformierten und selbst der römisch-katholischen Kirche zusammengetragen, freilich ohne jegliche Spur historischen Sinnes und Verständnisses. Diese Sammlungen enthalten auch eine ziemliche Anzahl von K. selbst erfundener Choralmelodien, von denen jedoch nur wenige sich über das Niveau der rationalistischen Melodienmacherei erheben; in diesen wenigen aber wird sein Name wenigstens im württembergischen Kirchengesang fortleben. Über K.s äußere Lebensverhältnisse ist nur noch nachzutragen, daß er 1852 sein 25jähriges Amtsjubiläum feierte und bei dieser Veranlassung von der Universität Tübingen mit Verleihung des philosophischen Dokortitels geehrt wurde; daß er sodann 1865 in den wohlverdienten Ruhestand trat, und endlich am 12. März 1872 als ein Greis von 86 Jahren sein thätiges Leben zu Stuttgart beschloß.

Erstes Capitel.

Was ist Musik?

Gott hat den Menschen mit zweierlei dem Grade nach sehr verschiedenen Tonvermögen begabt. Das erste ist das Vermögen der Sprache, das zweite das Vermögen des Gesangs.

Die Sprachstimme, als der erste Grad des Tonvermögens, geht von dem noch unartikulirten Lallen des Kindes bis zur eindringendsten Deklamation des Verkündigers des Wortes Gottes.

Zur Erläuterung dieses Satzes möge Folgendes dienen: Wenn eine und dieselbe Geschichte mit gleichen Worten von mehreren Personen nach einander erzählt, oder ein und dasselbe Gedicht deklamirt wird, so machen doch beide, der täglichen Erfahrung gemäss, auf die Zuhörer einen sehr verschiedenen Eindruck, je nachdem diese oder jene Person erzählt oder deklamirt hat. Was ist nun der Grund der Verschiedenheit dieses Eindruckes? Der Eine erzählt oder deklamirt mit schönerer und umfangreicherer Stimme, mit richtigerer und belebterer Accentuation, mit langsamerem oder schnellerem Takte und Tempo etc., als der Andere. Diese, in höherem oder minderem Grade der Erzählung oder Deklamation beigemischten, musikalischen Eigenschaften erregen, als Mittel für die Wahrnehmung der Sinne, auch mehr oder weniger die Empfindungen und Gefühle der Seele und die Bewegungen des Herzens und dessen hiedurch bedingten grösseren oder geringeren Antheil an dem Vorgetragenen. Sie bilden daher die eigentliche Gestalt für das geistige Wort, die Idee. Je reicher und herrlicher die Gestalt oder die Form ist, in welcher die Idee, als die Seele in derselben, erscheint, nach desto mehr Seiten kann diese wirksam sein und die Herzen gewinnen und erfüllen, aber auch abstossen. Was mit diesem ersten Grade des Tonvermögens, der Deklamation, gewirkt werden kann und — im Guten und Bösen — auch gewirkt worden ist, — wem sollte dies unbekannt sein, und wer sollte es nicht auch an sich selbst schon erfahren haben?

Der zweite Grad ist das wunderbare, herrliche Vermögen des Gesangs. Wenn die gewöhnliche Sprache, selbst zur höchsten Deklamation gesteigert, zum Ausdruck der tiefsten Gefühle des Herzens nicht mehr hinreicht, so verbindet sie sich mit der Singstimme zu einer nie ganz mit Worten auszudrückenden, alles überwältigenden Wirkung. Diese Kräfte nun und Mittel sind die Grundelemente der Musik.

Musik ist demnach die Sprache und Rede durch musikalische Töne, und ihr Zweck ist: das Herz zu bewegen, zu rühren und zu veredeln. Man theilt die Musik ein in Vokal- und Instrumental-Musik. Jede kann für sich allein, oder in Verbindung mit der andern sich entfalten. In der neueren

3 Zeit beherrscht besonders die letztere das Reich der Töne mit einer erstaunenswürdigen Gewalt und Herrlichkeit.

1137. Der Segen.

Die Gna = de un = serß Herrn Je = su Chri = = sti, und die Lie = be

Got = = tes, und die Ge = mein = schaft des hei = li = gen Gei = = stes sey

mit uns Al = len, mit uns Al = len, A = = = men!

Orgelspielbuch.

Eine Sammlung

von

kirchlich-classischen Orgelstücken

alter und neuer Meister

mit

Finger- und Fußsah, nebst einleitender Orgelschule.

Zum

Gebrauch in Kirchen und zum Studium in Seminarien

herausgegeben von

C. Kocher, F. Silcher und J. G. Frech.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1851.

Kochers musikalisches Sammelwerk «Die Zionsharfe» erschien 1855 in 4 Bänden. Nicht zuletzt darauf war es zurückzuführen, daß Kocher 1862 zum Ehrendoktor der Universität Tübingen ernannt wurde. Nicht weniger als 1137 Choralmelodien sind hier zusammengetragen (wir geben im Bild Nr. 1137 «Der Segen» wieder).

Die Orgelbank der Stuttgarter Stiftskirche war für ein Dutzend Jahre Kochers Wirkungsfeld. Zusammen mit Silcher und Frech gab er das «Orgelspielbuch» heraus, wobei Kocher als eifrigster Neuerer galt. Der junge Theologe Christian Palmer setzte Kocher hier schwer zu.

Andante No. 11. Chor

29 2. Horn
Clarinete et Oboe
Flauto
Fagotto
oboi
cresc.
cresc.

«Lage und Umstände zwangen mich, eine geraume Zeit der Theatermusik zu widmen». Daraus entstand in Stuttgart «Der Elfenkönig», aus dessen handschriftlicher Partitur (Württ. Landesbibliothek Stuttgart) wir hier eine Probe der Handschrift Kochers zeigen. Die Aufführung dieses Werkes besorgte am Stuttgarter Hoftheater der Komponist und Klaviervirtuose Johann Nepomuk Hummel, der Schüler Mozarts war und dessen Klavierstil auf die Großen seiner Zeit, voran Beethoven, eingewirkt hat. Der heute längst verschwundene «Elfenkönig» hatte übrigens persönliche Folgen für Kocher: er hielt um die Hand der Tochter seines Textdichters Ludwig Neuffer, Luise Wilhelmine, an, mit der er 1828 im Ulmer Münster getraut wurde. Kocher war damals 42 Jahre alt, seine Frau knapp 23.

Als Kocher endgültig erkennen mußte, daß er auf der Bühne nicht Fuß fassen konnte, wandte er sich der Musiktheorie zu. Als erste Frucht seiner Einsichten und Überlegungen erschien 1823 bei der Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart ein rund 100 Seiten umfassendes Büchlein mit dem Titel «Die Tonkunst in der Kirche». Hier steht der berühmte Satz: «Auf der ersten Stufe dient die Kunst dem sinnlichen Vergnügen; auf der zweiten ist sie Ausdruck und Darstellung alles dessen, was im Leben und in der Geschichte würdig erscheint; auf der dritten Stufe ist sie Dienerin der Religion.»

Die Volksschule.

Eine pädagogische Monatschrift
des

Württembergischen Volksschullehrer - Vereines.

April 1873.

Motto: Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein;
Das Wissen theilest du mit vorgezogenen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Schiller.

A. Hörsaal.

Retrolog.

Dr. Konrad Kocher.

Von Schulmeister Ch. Fr. Lachenmaier in Stuttgart.

Am 12. März des vorigen Jahrs hat ein Mann seinen irdischen Pilgerlauf vollendet, der es wohl verdient, daß wir seiner auch in diesen Blättern gedenken; hat er ja doch in seiner Jugend auch unserem Stande angehört, und er hat dies seine ganze Lebenszeit hindurch nicht verleugnet, sondern demselben eine treue Anhänglichkeit und eine freundliche Gesinnung bewahrt; er hat an unseren Leiden und Freuden stets warmen Antheil genommen. Es ist der langjährige, in den Kreisen der vaterländischen Lehrervelt bekannte und verehrte, und ebenso in den Künstlerkreisen hochgeschätzte Musikdirektor und Organist an der Stiftskirche zu Stuttgart,

Dr. Konrad Kocher.

Geboren war er am 16. Dezember 1786 zu Ditzingen als der Sohn eines armen Schuhmachers daselbst. Sein Vater glaubte ihn zu seinem Geschäfte bestimmen zu können; aber schon frühe zeigte sich in dem Vollendeten ein entschiedener Trieb, seine ihm von Gott geschenkten Geistesgaben vielseitiger auszubilden, als dies ihm bei dem Berufe seines Vaters möglich war, und dieselben in einem andern Wirkungskreise zu verwerthen. Der damalige Schulmeister in Ditzingen wußte bald auch seine Fortschritte in Kenntnissen und Fertigkeiten, in denen er über alle seine Mitschüler weit hervorragte, zu benützen, sofern er ihm von seinem zehnten Lebensjahre an die Aufsicht über die jüngeren Schüler und deren Unterricht fast ganz übertrug und ihm später auch die obere Abtheilung anvertraute, wenn er, da er eine größere Oekonomie betrieb, seinen landwirthschaftlichen Geschäften nachgehen wollte. Ein Altersgenosse und Schulkamerad Kochers, dem er in der Regel seine Schulaufgaben machte, hat diesem in seinem späteren Leben oft, allerdings in humoristischer Weise, Vorwürfe darüber gemacht, daß er durch seine freundliche Gefälligkeit die Schuld trage an seinen geringen Schulkenntnissen. Dabei waren sie jedoch die besten Freunde und haben immer eine Freude an einander gehabt bei jeder Begegnung. Auch der Pfarrer des Dorfs scheint bald Kochers Fähigkeiten erkannt zu haben, weshalb er ihm aus eigenem Antrieb Unterricht in der lateinischen Sprache erteilte, um ihn für den Lehrstand vorzubereiten. Wo Kocher nach vollendeter Schulzeit seine Inzipienz durchmachte, konnte ich nicht erfahren, doch ist so viel sicher, daß er in seinem 16. Jahre auf das Provisorat nach Schönaich kam, welche Stelle er aber bald mit einer gleichen in Göttingen vertauschte.

Vorbemerkung:

Von Konrektor Eberhard Epple, Calw, durften wir in den bisher erschienenen «Ditzinger Heimatblättern» seine Jugenderinnerungen «Ich gedenke vergangener Zeiten» abdrucken, die im Untertitel «Jugenderinnerungen eines Ditzingers aus der Jahrhundertwende» hießen. Eberhard Epple, so stellte er sich vor, wurde hier am 14. Juli 1893 geboren. Seine Schaffenskraft ist ihm bis ins Alter erhalten geblieben. Aus seiner im Heimatbuch (S. 176—183) erschienenen Untersuchung «Flurnamen der Markung Ditzingen» ist eine größere Arbeit erwachsen, die in den Mittelpunkt eine präzise Untersuchung aller faßbar gewordenen Flurnamen stellt. Wir freuen uns, auch dieses Manuskript der Öffentlichkeit zugänglich machen zu können.

Das Dorf mit seinen Gassen, Plätzen und Brunnen

Der Vorhof

In der Mitte der alten Siedlung gelegen, war er ohne Zweifel durch mehrere Jahrhunderte Sitz der Ortsherrschaft und damit Mittelpunkt des Dorfes. Von Westen und Norden durch die Glems geschützt, die beiden andern Seiten vermutlich durch einen mit Pallisaden verstärkten Graben bewehrt, befand sich hier der Hof des Sippenhauptes, der «Herrenhof» des Titzo und seiner Nachfolger. Die leicht vergänglichen Holzbauten der ersten Jahrhunderte, die nicht einmal einen steinernen Unterbau hatten, werden nach mehrfachen Erneuerungen schon vor der Jahrtausendwende durch eine festere Bauweise ersetzt worden sein. Wir wissen, daß sich im 12. und 13. Jahrhundert in fast allen Gemeinden befestigte Wohnplätze, «Burgen» genannt, erheben, die auf ein verstärktes militärisches Interesse schließen lassen. Ihr Platz befindet sich bald innerhalb des Dorfes oder unmittelbar an der Ortsgrenze, bald in der Umgebung an einer für sie günstigen Stelle. Auf dem Vorgelände der «Burg Ditzingen», dem Vorhof, befanden sich Wirtschaftsgebäude und Gesindewohnungen. Der früheste Besitzer, den wir kennen, ist Konrad, der als einer der Räte des Pfalzgrafen Wilhelm von Tübingen in einer Urkunde vom Jahr 1236 genannt wird. Im 14. Jahrhundert kam die Burg durch Erbschaft an die Herren von Nippenburg; doch treffen wir das Geschlecht der «Herren von Ditzingen» in den Urkunden noch bis ins 15. Jahrhundert, wo es im Mannesstamm ausstarb.

Im Jahre 1440 verkaufte Hans von Nippenburg, der Ältere, ein Enkel Bopzers von Ditzingen den Burgsitz «soweit es den Burggraben begreift», also was innerhalb der Befestigung lag, an das Kloster Hirsau, das die baufällige Burg abtragen

und ein solides neues Anwesen, umgeben von einer Mauer, erstellen ließ. Das Hirsauer Lagerbuch von 1586 verzeichnet als Eigentum des Klosters «ein alt Burgstall», d. h. einen alten Burgplatz, «darauf jetzt Haus und Scheuer stehen, mit einer Mauer umgeben, samt Vorhof, zwischen der Glems und dem Allmendweg, unten auf die Glems stoßend. Das Haus wird mit des Klosters Frucht und Wein belegt». Die Mauer ist wohl längst verschwunden, das gut gebaute Haus ist bis auf unsere Zeit gekommen.

Die Marktstraße

Diesen Namen führt diese Straße erst seit das Dorf «an Sankt Margarethen Tag» im Juli einen Krämer- und Viehmarkt abhalten darf und dadurch vom einfachen Kirchdorf zum Marktflecken aufrückte. Bis dahin hatte sie «die untere Gasse» geheißt, während die heutige «Mittelgasse» bis ins 19. Jahrhundert hinein die «obere Gasse» hieß.

Die für eine Dorfstraße große Breite hob sie von Anfang an als wichtigste Straße des Dorfs über die andern hinaus. Wir dürfen annehmen, daß nach Trockenlegung des wohl ursprünglich versumpften Talgrunds diese Straße als dem Vorhof am nächsten liegend, den Anfang des rechts der Glems liegenden Ortsteils gebildet hat. Auch werden hier stattliche Hofstätten ihren Platz gehabt haben, von denen wir leider durch die großen Brände im 17. Jahrhundert kein Bild haben. Die Straße bot an den Markttagen ein buntes, bewegtes Bild, auch der ganze Durchgangsverkehr des Hinterlandes nach Stuttgart führte durch sie, und hin und wieder glich sie einem wild bewegten, schmutzig gelben Strom, wenn nach einem Wolkenbruch im oberen Tal die Glems die Wassermassen nicht zu fassen wußte und diese sich beim Lamm durch die Marktstraße einen Ausweg suchten.

Im Zuge der in den Sechzigerjahren unseres Jahrhunderts rasch zu einer Stadt anwachsenden Dorfsiedlung erfuhr besonders die Marktstraße als geschäftlicher Mittelpunkt des neuen städtischen Gemeinwesens eine gründliche bauliche Verwandlung und Anpassung an die neuen Verhältnisse. Wo noch vor einem halben Jahrhundert der beschauliche landwirtschaftliche Verkehr das Bild beherrschte und die Postkutsche auf der Fahrt nach Hirschlanden, Schöckingen und Heimerdingen an die alte Zeit erinnerte, brausen jetzt in beängstigender Weise die Autos durch und mahnen die für die Stadt verantwortlichen Gremien an die dringende Notwendigkeit des Baus einer Umgehungsstraße.

Der Lay

Dieser Name führt uns in die Anfänge Ditzingens zurück, denn wie der Vorhof jahrhundertlang der weltliche, so muß

Erwin Starker als Maler schwäbischer Landschaft

Vorbemerkung: Noch ein weiteres zeitliches Gedenken war in diesen Wochen und Monaten am Platze. Am 8. Februar waren es 100 Jahre her, daß der am 15. April 1938 in Ditzingen verstorbene Maler Erwin Starker in Stuttgart geboren wurde. Da es über ihn so gut wie keine Literatur gibt, soll hier ein Aufsatz aus dem «Schwäbischen Heimatbuch» 1932 zum Teil nachgedruckt werden.

Die schwäbische Landschaftsmalerei der Jahre zwischen 1890 und 1930 zeigt eine überaus fruchtbare Entfaltung und umfaßt sehr selbständige Meister ganz verschiedener Richtung. Hervorgegangen aber sind diese doch größtenteils aus der gleichen Schule, nämlich von Albert Kappis, der seit dem Jahre 1880 ein Vierteljahrhundert lang als Professor an der Stuttgarter Akademie der Bildenden Künste die Landschaftsklasse leitete. So gehörten zu seinen Schülern, um nur diejenigen zu nennen, die wohl am bekanntesten geworden sind: Hermann Drück (geb. 1856), Bernhard Buttersack (1858), Aug. Schirmer (1860), Christ. Landenberger (1862), Otto Reiniger (1863), Karl Schickhardt (1866), Felix Hollenberg (1868) und Erwin Starker (1872).

Erwin Starker ist ein gebürtiger Stuttgarter. Er besuchte das Karls-Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog im Jahre 1887 die Stuttgarter Kunstakademie, um zunächst in der Zeichenklasse von Jakob Grünwald, dann aber vor allem in der Landschaftsklasse von Albert Kappis sich von vorn herein zum Landschaftler auszubilden. So stand Starker, wie alle genannten Künstler, von Anfang an in festem Zusammenhang mit der Tradition tüchtiger schwäbischer Landschaftsmalerei. Wie wertvoll aber eine solche Tradition ehrlichen Studiums und hingebender Liebe an die heimatliche Natur ist, trat immer klarer hervor, als beides im Verlauf des vergangenen Jahrzehnts unserm Landschaftlernachwuchs immer mehr verloren ging. Und es wird jetzt, wo der subjektive Manierismus sich überlebt hat, erst noch vieler Jahre und ernstester Arbeit bedürfen, ehe die jüngeren Künstler sich aus gründlichem Naturstudium eine neue und festgegründete Tradition des Könnens werden errungen haben.

Allerdings ist es eine alte und sich stets wiederholende Erfahrung, daß auch die ernst strebende Jugend vielfach nicht gerade allzu großen Respekt vor ihrem Lehrer hat und sich schon in jungen Jahren für weit selbständiger hält, als sie tatsächlich ist, so daß sie die ihr unbewußte Abhängigkeit von ihrem Lehrer und damit dessen leitenden Einfluß gern unterschätzt. Überschaut aber der reife Künstler nach langen Jahren eigener und nun wirklich selbständig gewordener Tätigkeit sein Lebenswerk, so wird er dankbar erkennen, wie viel und wie viel Gutes seine frühesten Arbeiten doch vom Geist und Können seines Lehrers enthalten und wie viel ein guter Schulsack auch in der Kunst für das spätere Schaffen von Wert ist. Lernen aber konnte man gerade bei Kappis — sei es durch Unterricht oder durch Vorbild — sehr viel, und daß sein Einfluß auf seine

Schüler auch ein recht eindringlicher gewesen ist, beweisen deren Jugendarbeiten, die unter einander und mit den Bildern ihres Lehrers die größte Verwandtschaft zeigen, wie etwa z. B. die noch auf der Akademie (oder bald nachher) entstandenen Bilder Starkers und seines nächsten Studiengenossen Felix Hollenberg. Wer diese beiden Künstler nur aus ihren späteren Werken kennt, als jeder sich bereits selbständig seine ganz individuelle künstlerische Darstellungsweise errungen hatte, der wird staunen, wie sehr die Frühbilder Hollenbergs und Starkers einander und den Kappis'schen Bildern ähneln. Und doch werden auch solche Jugendarbeiten stets ihren eigenen Reiz behalten.

Im Jahre 1891 unterbrach Starker das Studium in seiner Vaterstadt, um zu dem zweiten großen schwäbischen Landschaftsmaler zu gehen, zu Gustav Schönleber, der seit dem gleichen Jahre, in dem Kappis an die Stuttgarter Akademie berufen worden war, eine Professur für Landschaftsmalerei an der Kunstakademie in Karlsruhe bekleidete. Leider jedoch hat Starker von Schönleber, der auf längere Zeit erkrankte, nur wenig gehabt; und Carlos Grethe, der ihn vertrat, konnte als Nordseemaler unserm schwäbischen Landschaftler naturgemäß nicht viel bieten. So kehrte Starker bald wieder nach Stuttgart zurück, wo er die reichste Förderung von dem etwa zehn Jahre älteren und ebenfalls früheren Kappisschüler Otto Reiniger empfing, mit dem er schon vor seinem Karlsruher Studienaufenthalt befreundet war, und dem er stets die größte Verehrung bewahrt hat.

Doch Starkers Entwicklung war noch durchaus nicht abgeschlossen. Vielmehr trieb es, wie wohl jeden jungen württembergischen Maler, auch ihn nach seiner Studienzeit in die Kunststadt München, in der er etwa ein Jahr lang (1895), jetzt aber als selbständig schaffender Künstler verblieb. Auch viele Reisen hat Starker unternommen, so — außer in Deutschland selber — nach Paris und Italien, nach Belgien (besonders Antwerpen) und Holland, Wien und Budapest; und ausgezeichnete Bilder hat er von seinen Reisen mitgebracht.

Kurze Zeit lang war Starker auch bei Plappert in der Theatermalerei tätig, die ihm jedoch nicht zusagte, so daß er sich bald wieder ganz zur Landschaftsmalerei zurückwandte. Wenn wir in dieser bisher besonders auf den Einfluß hingewiesen haben, den Starker namentlich in seinen jüngeren Jahren von Kappis und Reiniger erfahren hat, so ist unser Künstler doch keineswegs etwa ein bloßer Nachahmer geworden. Vielmehr reifte er durch seinen Aufenthalt in Karlsruhe und München, durch seine vielen Reisen, vor allem aber durch seine eigene künstlerische Veranlagung immer mehr zur Selbständigkeit heran.

Die fortschreitende Selbständigkeit ließ Starker auch dasjenige Darstellungsmittel finden, das seiner künstlerischen Eigenart nun ganz besonders entspricht, und das er mehr als jeder andere schwäbische Landschaftler benützt: die Pastellmalerei. Denn von der künstlerischen Eigenart hängt untrennbar auch die Technik ab, deren sich der Künstler mit Vorliebe bedient.

Erich Heyfelder

der Lay der religiöse Mittelpunkt des Dorfes gewesen sein. Ursprünglich hieß er «Lee» und einen solchen finden wir in zahlreichen Dörfern, z. B. auch in Gerlingen, Rutesheim, Renningen und Friolzheim. Er bezeichnet einen freien, erhöhten Platz unmittelbar beim Dorf. In seiner Mitte befindet sich das Ahnengrab; hier ist der Gründer des Dorfs, das Sippenhaupt, vielleicht auch ein bedeutender Nachfolger bestattet. Aus dem Grabhügel ragt der Totenpfahl, mit dessen Berührung alle wehevollen, heiligen Handlungen ihre Weihe und geheiligte Bekräftigung erhalten: Eheschließungen, Vertragsabschlüsse, Gerichtsbeschlüsse, gottesdienstliche Handlungen. Der eingefriedete Raum gewährte Asylrecht — Zufluchtstätte für Verfolgte.

Es ist ganz natürlich, daß mit dem Glaubenswechsel das neue Heiligtum, die Kirche, ganz in der Nähe des Lay ihre Stätte fand, in der nun der Altar die Stelle des Ahnengrabs und das Kreuz die Stelle des Totenpfahls einnahm. Auch die Kirche ist eingefriedigt und der Raum innerhalb der Einfriedung ist Asyl, Zufluchtstätte für Verfolgte.

Auf dem Lay fanden aber auch weiterhin weltliche Versammlungen statt. So berichtet uns eine Notiz vom Jahre 1367 von einer auf dem Lay stattgefundenen Gerichtsverhandlung über eine wichtige Steuersache eines adeligen Gutes auf Ditzinger Markung. Mit dem Zerfall der alten, im Vorhof sitzenden Dorfherrschaft, der Übernahme derselben durch die Grafen von Württemberg, der Einsetzung eines diese neue Herrschaft vertretenden Schultheißen und der Errichtung eines Rathauses als Sitz der Dorfherrschaft, wie die Kirche in unmittelbarer Nähe des Lay gelegen, verliert der Vorhof seine einstige Bedeutung und übernimmt der Lay mit Kirche und Rathaus die Aufgabe, weltlicher und religiöser Mittelpunkt des Dorfes zu sein.

Fortan dient der Lay, umgeben von stattlichen Hofstätten, bis in die neue Zeit herein spontanen Volkszusammenkünften und Volksbelustigungen durch umherziehende Artistentruppen.

Die Mittelgasse

Wir wählen diesen altvertrauten Namen und übergehen den neuen «Mittelstraße», ist sie doch in ihrer Enge und dicht gedrängten Bauweise das, was wir unter «Gasse» verstehen. Bis ins 19. Jahrhundert herein hieß sie noch die «obere Gasse», im Gegensatz zur «unteren Gasse», der heutigen Marktstraße. Erst mit der Entstehung der Leonberger Straße in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, verlor sie den alten Charakter als «obere» Gasse und wurde zur «Mittelgasse» zwischen Marktstraße und Leonberger Straße.

Fortsetzung folgt